



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berg, W.: Morgenländisches in unserer Sprache : 3. Jiddisch. Das
Feuilleton. Der ferne Osten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bahnung zur offenbarungartig-schnellen Aufnahme des Kunstwerkes dienen, weil sie der Art unserer Apperzeption entsprechen; dann aber die Regungen des Gemütes: Aufschwung und Trauer, Mitleid und Abscheu, Hoffnung und Furcht, Spannung und Lösung, Bewunderung und Abscheu. Diese sind nicht unerlässlich für ein Kunstwerk; ein griechisches Bildwerk, ein Stilleben, ein musikalisches Capriccio bleibt im Rein-Aesthetischen, es sei denn, daß man auch hier noch von der Bewunderung der schöpferischen Natur und vom Nachfühlen und Mitgenießen der Schöpferfreude und der Kunstfertigkeit des Schaffenden sprechen will. Jedenfalls aber bleibt die geistige Idee, die Gemütsgevalt, der Seeleninhalt eines Kunstwerkes ein Plus, das sogar oft genug reinästhetische Mängel völlig übersehen läßt. Das Feldgeschrei „Die Kunst für die Kunst“ konnte nur entstehen, weil man dies Plus als nicht un mittelbar zum künstlerischen Bilden gehörig mehr oder weniger deutlich empfand. Dem fortwurtelnden Nachtretetum und den Nichtkönnern gegenüber lag hier ein gewisses berechtigtes Poehen auf das Machenkönnen — allerdings die erste, eigentlich selbstverständliche Anforderung an den Künstler — zugrunde. Aber wir wissen, daß dieses Könnertum zur bloßen virtuosenhaften Darstellung des geistig völlig Belanglosen führte und daß wir eben wieder in eine Zeitbewegung eingetreten sind, die wenigstens die Sehnsucht nach dem seelischen Plus verrät. Die Lyrik redet in Zungen, das Drama sucht das Symbolische, die bildende Kunst die „Expression“; Weltabgewandtheit aus Ueberdruß und Entsetzen vor der Gegenwart.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenländisches in unserer Sprache.

Von Prof. Dr. W. Berg (Karlsruhe).

3. Jiddisch. Das Feuilleton. Der ferne Osten.

Jüdischen Ursprungs ist in unserer Sprache eine Menge von Wörtern wie „Kapores, schachern usw.“, die im Mittelalter in die Geheimsprache der Gauner, das sogenannte Rotwelsch, übergingen und von da aus durch die Vermittelung der Soldaten-, Handwerker-, vor allem aber der Studentensprache in den allgemeinen Sprachschatz übergingen. Das Wort Rotwelsch ist abzuleiten von mhd. rot = Bettler, wohl von mhd. rote aus mittellateinisch rupta = Schar, Haufe, und welsch=fremdländisch, unverständlich. Derartige Wörter sind z. B. „Bocher“ = Jüngling, Student, aus dem hebräischen bachur = Jüngling; „Gauner“ = listiger Betrüger; im 18. Jahrhundert auch „Gauner“; es stammt aus dem Rotwelsch des 15. und 16. Jahrhunderts, wo es joner = Spieler, Falschspieler, der im Lande umherzieht, ist und ist abzuleiten aus hebräisch jana, bei den Juden jono gesprochen, das „Gewalttätigkeit üben, übervorteilen, betrügen, überlisten“ bedeutet. Weiterbildungen davon sind „Ganerei, gaunerisch, gaunern, begaunern“. Ferner: Die „Abrusch“, d. h. Kameraden, besonders bei schlechten Handlungen; 1735 rotwelsch: Chabrusse; im Elsäßer Judentum: Kasruse. „Kalle“ = Liebste in verächtlichem Sinne, vom hebräischen Kallah = Braut, Geliebte; in der Umgangssprache

sprache erst seit dem 19. Jahrhundert. Das Eigenschaftswort „kaporez“ = tot, entzwei, zugrunde gerichtet, 1774 bei Bürger; jüdische Aussprache des rabbinisch-hebräischen Kapporeth f. = Veröhnung, Sühnopfer, Deckel der Bundeslade. Die Entstehung der heutigen Bedeutung ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Das Eigenschaftswort „kofscher“ in der Aussprache der aschkenazischen Juden „kaufcher“, bedeutet „recht, rein, echt, so wie es sein soll“; es ist das späthebräische koscher = recht, tauglich. „Kassiber“ ist ein heimliches Schreiben unter Gefangenen oder aus dem Gefängnis nach außen, jüdisch Kesiwo, aus dem hebräischen Kethibah = Geschriebenes, Brief; erst neuerdings in die Umgangssprache gedrungen. „Kümmeblättchen“ = gaunerisches Hasardspiel mit drei Karten. „Kümmel“ fälschlich statt „Kimmel“ und dieses aus „Gimmel“, vom hebräischen gimel, dem Namen des dritten Buchstabens im hebräischen Alphabeth = g und zugleich Zeichen für die Zahl drei. „Majematten“, Pluralbildung = Geschäfte, Diebstahl und Einbruch. 1737 in der Gaunersprache; aus hebräisch missab und mittan = „nehmen und geben“, einer Redensart, die für „Geschäft“ schon im Altbabylonischen vorkommt. „Mauschel“, Spottwort für Jude, jüdischer Händler; gebildet nach dem hebräischen Eigennamen Mose (= Moses), in jüdischer Aussprache Mausehe, Mosche. Als Anekdote für Handelsjuden einst gebräuchlich. Davon das Verbum „mauscheln“ = wie ein Schacherjude handeln und sprechen. Das Eigenschaftswort „meschugge“ = verrückt; jüdendeutsch aus dem gleichbedeutenden hebräischen meschugga. „Mogeln“ heißt „beim Spiel betrügen“; studentisch aus der Gaunersprache, wo „mohel fein“ bedeutet: „beschneiden“, also ursprünglich „die Karten durch Beschneiden kennzeichnen“. Davon „Mogelei“, studentisch für 1813 und „Mogeler“, studentisch für 1795 bezeugt. „Moos“ = Geld; mundartlich weit verbreitet; ebenfalls rotwelsch, dann studentisch 1750; vom hebräischen maot, jüdisch maos = kleine Münzen, Geld. „Pleite“ = bankrott; pleite gehen gleich flüchtig sich fortmachen, eingedeutscht: „flöten gehen“; pleite ist das jüdische pleto Flucht, vom hebräischen palat = er ist entwischt. „Schacher“ ist Kleinhandelserwerb im Umherziehen; 1810 bei Campe; jüdisch aus hebräisch sachar = Erwerb, besonders durch Handel vom Verbum sachar = umherziehen, besonders zum Ein- und Verkauf. „Schächten“ = jüdisch kunstgerecht schlachten, vom hebräischen schachath = schlachten; schon 1650 bei Moscheroch: Philander 14, 24. „Schadchen“ = Heiratsvermittler bei den Juden: vom späthebräischen schiddekh = kuppeln. „Schickse“ gleich Mädchen. Im Munde der Christen ein Judenmädchen; gaunerisch 1724; aus hebräisch schickzah = Christenmädchen, vom hebräischen schekez = Abscheu, Greuel. „Schmiere“ in „Schmiere stehen“; gaunerisch 1714; vom späthebräischen semira = Beaufsichtigung, Bewachung. „Schmu“ = erdichtetes Gerede; auch Schmutz, durch Schlaueit erlangter Gewinn; 1780 bei Adelung; jüdendeutsch aus hebräisch schemua f. = Nachricht, Gerücht, Gerede. Damit hängt zusammen „Schmuzz“ = Gerede eines Unterhändlers zur Ueberredung, leeres Gerede. Schon mhd. gesmuse; Geld als Ueberredungslohn beim Handel, Profit beim Geschäft; vom hebräischen schemuoth, das ist Plural zu schemua. Weiterbildung ist „schmußen“ = reden, viele Worte machen, zur Uebervorteilung reden. Das Eigenschaftswort „schöpfel“ bedeutet: geringhaltig, schlecht, armfelig, niederträchtig, erbärmlich; erst seit 1750 in der Schriftsprache; von dem nicht

gerade üblichen sofel, dem Partizip des hebräischen schafel = niedrig gemacht oder gedemütigt werden, sinken; auch substantivisch der „Schofel“ = armselige Sache. „T r e i f e“, ebenfalls Adjektiv; bayrisch: trefe = unrein Die eigentliche Bedeutung ist: beim Schächten Gerissenes, nicht scharf durchgeschnittenes; vom hebräischen teresa oder terefah = von wilden Tieren Zerrißenes; von tara = zerfleischen. Schon mhd. 1376 trefant.

Ferner muß hier auch des Umstandes gedacht werden, daß der eigenartige Stil des Feuilletons in Deutschland ein Erzeugnis semitischer Geistesart ist. Das Wort Feuilleton findet sich schon bei Campe 1813; es ist eine Weiterbildung des französischen feuille, also „Blättchen“, und bedeutet den zur Unterhaltung bestimmten Teil der Zeitung. Die gleiche Bedeutung hat auch rez-de-chaussée, eigentlich „Erdschoß“, weil dieser Teil der Zeitung durch einen Strich von dem darüber stehenden Hauptteil getrennt ist, der politische Dinge behandelt. Während der politische Hauptteil im wesentlichen nur berichtet, hat der Schreiber „unter dem Strich“ die Aufgabe, den zu behandelnden, unpolitischen und nicht mehr durch seine Neuheit wirkenden Stoff in einer durchaus subjektiven Weise, also so, wie er sich in seiner Persönlichkeit widerspiegelt, in einer Weise darzustellen, die den Leser fesselt. Diese besondere Art der Darstellung ist das wesentliche Kennzeichen des Feuilletons. Um 1830 kam dieser Teil der Zeitung, der mit Recht als der eigentlich journalistische gilt, in Frankreich auf, der erste Feuilletonist von Bedeutung war Jules Janin 1804/74. Von Frankreich aus verbreitete sich das Feuilleton nach den andern Ländern Europas. In Deutschland richtete der „Nürnberger Korrespondent“ unter Lewalds Leitung ein regelmäßig erscheinendes Feuilleton ein. Der Jude Heinrich Heine war es, der die feuilletonistische Behandlungsweise in die deutsche Literatur einführte, und hervorragende Glieder des „Jungen Deutschlands“, vor allen der begabte, ebenfalls jüdische Ludwig Börne, schlossen sich ihm mit Eifer an. Gerade die Mittel der feuilletonistischen Darstellungsweise, also scharfer Witz, überraschende Vergleichen, originelle Umschreibungen und zugespitzte Pointen sagten der jüdischen Geistesart zu. So erklärt sich der Umstand, daß es gerade Juden waren, die das Feuilleton bei uns einführten. Weniger freilich lag ihnen die lyrisch-sentimentale Art der Behandlung, deren sich der Feuilletonist ebenfalls bedienen kann, wie überhaupt jeder anderen Art, die wir gerade an dem behandelten Stoffe sonst nicht gewohnt sind. Seitdem hat sich das Feuilleton immer mehr entwickelt, zumal in Berlin und Wien, und kann eine Reihe glänzend begabter Vertreter aufweisen⁷⁾. D. Weise erkennt⁸⁾ das Hauptkennzeichen des Feuilletons darin, „daß man in pikanter Art über alles mögliche schreibt, ohne tiefere Kenntnis davon zu haben, und den Leser nötigt, in angenehmer Gedankenlosigkeit über den Gegenstand hinwegzueilen, über den er sich eigentlich unterrichten wollte.“ Er zieht an dieser Stelle Treitschkes Urteil⁹⁾ an, das lautet: „Heine bejaß die geschickte Mache, die aus niedlichen riens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, vor allem jenen von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren esprit, der mit den Dingen spielt,

⁷⁾ Vgl. E. Eckstein: „Beiträge zur Geschichte des Feuilletons“ und besser Tony Kellen: „Aus der Geschichte des Feuilletons“. Essen 1909.

⁸⁾ In seiner „Ästhetik der deutschen Sprache“ S. 257.

⁹⁾ In seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert IV.“ S. 419.

ohne sie zu beherrschen. Das alles war undeutsch von Grund aus. Geboren in den Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des Freimuthes und des wahrhaftigen Gemüths geblieben. Sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwieß sich wieder einmal als Herzenskündiger seines Volkes, da er sagte: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“. D. Weise fährt dann fort: „Aber gerade, weil die Deutschen fühlten, daß sie in den Künsten des Pikanten und Charmanten mit dem gewandten Juden nie wetteifern konnten, ließen sie sich von ihm blenden; sie hielten für künstlerischen Zauber, was im Grunde nur der prickelnde Reiz der Neuheit war. Es währte lange, bis sie sich eingestanden, daß deutschen Herzen bei Heines Witze nie recht wohl wurde. Auch andere deutsche Männer wie Viktor Schönlank verurteilten das „judaisische und heinisierende Deutsch“ und verabscheuten das geistreichelnde, gesuchte, affektierte Witzeln, ohne es ganz aus der Welt schaffen zu können.“

In neuester Zeit hat auch die nähere Bekanntschaft mit dem fernen Osten einige neue Anregungen literarischer Art gegeben, die möglicherweise noch zahlreicher und fruchtbarer werden können. Die uns bekannten Proben des chinesischen und japanischen Schrifttums muten uns in ihrer Ueberladung mit Bildern ganz sonderbar an und lassen uns erkennen, daß wir es hier mit Erzeugnissen von Menschen zu tun haben, die in ihrem Denken und Empfinden unserm Wesen völlig fremd sind. Zum Schlusse mögen ein paar von D. Weise a. a. O. S. 249 und 250 mitgeteilte Proben hier folgen. Zunächst das Glückwünschschreiben, das Yuan Shi Kai, der Gouverneur von Schantung, zur Hochzeit des deutschen Gouverneurs Jäschke nach Kiautschou schickte. Es ist vom 10. April 1900 und lautet: „Es ist Ihnen gelungen, sich des singenden Phönixweibchens zu bemächtigen, mit dem vereint Sie die freudenreiche Reise in die Gesilde der Seligen angetreten haben. Ihre Schritte haben Sie nach den Ufern des Perlstroms gelenkt, um sich dort in heiterer Lust und Freude zu ergehen, wo in bilbergeschmückter Halle die mondesgleichen Gewänder der Gemahlin dahinfluten und wo die Scheibe des Mondes von nun an ein vereintes Doppelbild trifft. Vermehrter Glanz ist auf Ihre Standarte gefallen durch Vereinigung mit dem seidengestickten Vorhange an der bräutlichen Sänfte, und im harmonischen Gleichklang ertönt die Leier aus Edelstein zu der Gitarre aus Jade. Das Volk drängt sich glückwünschend zum dunkelverhängten Hochzeitszimmer, und auch in meinem Herzen hat aus diesem Anlaß die Freude Einklehr gehalten. Ich gehöre zu der Art derjenigen, die so viel Wert haben wie ein aufgehängter leerer Kürbis, und mein Inneres birgt nicht kostbareres als eitles Gras. Nachdem aber der Ton der Hochzeitsflöten in meine Ohren gedrungen ist, will ich den Pinjel in die Finger nehmen und das Fest durch ein Bild feiern, und während Sie jetzt den duftenden Schlaf friedlicher Schwalben schlafen, nehme ich diesen armfeligen Papierstreifen als Mittel, um Ihnen meine Glückwünsche zu dem freudigen Ereignisse zukommen zu lassen.“ Es folgte das Heiratsgesuch einer Japanerin von Yokohama 1903: „Ich bin eine sehr hübsche Frau mit dichten Haaren, die wie Wolken wogen; mein Gesicht hat den Seidenglanz der Blumen, mein Wuchs ist biegsam wie die Weide, und meine Augenbrauen haben die Krümmung des wechselnden Halbmondes. Ich habe genug Vermögen, um mit dem Geliebten durch das Leben zu

schlendern, in dem ich am Tage die Blumen betrachte und des Nachts den Mond. Wenn e seinen netten, feinen Herrn gibt, der gebildet, klug, geschickt, hübsch und von gutem Geschmac ist, so will ich mich mit ihm für dieses Leben vereinigen und mit ihm das Vergnügen teilen, später in einem Grabe von rosenrotem Marmor beerdigt zu werden.“

*

Hauptsächlich benutzte Literatur: Viktor Gahn: „Goethe und die Sprache der Bibel“ im Goethejahrbuch VIII. 1887. — D. Weise: „Aesthetik der deutschen Sprache.“ 4. Aufl. — R. M. Meyer: „Deutsche Stilistik“ und „Die altgermanische Poesie“ von demselben. — G. Büchmann: „Geflügelte Worte.“ 25. Auflage. Neu bearbeitet von Bogdan Krieger.

Elßaß-Lothringische Fragen.

Von einem Elßässer.

(Vgl. Nr. 20, 21, 22, 28.)

5. Elßässische Parteifeshden.

Vor einigen Wochen berichteten wir über eine Elßässerpartei des Herrn Zorn von Bulach, deren Gründungsversammlung im Straßburger Sängerkhaus zu scharfen Auseinandersetzungen und, in der Folge hiervon, zu lebhaften Radikalisierung geführt hat. Zu den ausgezeichneten Rednern gehörte der voraussichtliche Zentrumsführer — die Partei hat sich nach dem Rücktritt Dr. Pflegers offiziell noch kein neues Haupt erkoren — Dr. Walter. Député Walter blieb es vorbehalten, in der Pariser Presse den Fall Bulach an die große Glocke zu hängen. So geschah in einem größeren Artikel des „Journal des Débats“. Dieser Artikel lief auf eine Verächtlichmachung Bulachs hinaus — der kurzweg als „politischer Narr“ bezeichnet wird — sowie auf eine sehr absichtliche Verdächtigung der radikalen Parteien, die sich in der Versammlung nicht genügend zur Wehr gesetzt hätten. In taktischer Uebereinstimmung miteinander haben sich nun die beiden führenden Organe der „radikal-sozialistischen Partei“, nämlich die „République de Strasbourg“ und das „Mezer Freie Journal“, mit dem in den Beweggründen nicht ganz durchsichtigen Angriff des Herrn Dr. Walter auseinandergesetzt. Von einem Diskussionsredner der Radikalen sei in der Versammlung der Wunsch geäußert worden, die Gründung einer neuen Partei zu unterlassen. „Wir müssen uns“, habe er ausgeführt, „den großen französischen Parteien anschließen und dürfen keine kleine regionale Partei gründen. Ist das mit der neuen Partei gemeinsame Sache machen?“

Die „République“ ihrerseits glaubt in dem Walterschen Artikel eine behördliche Beeinflussung wittern zu dürfen und spielt dabei auf die Straßburger Regierungsbehörde, das Commissariat général an. Psychologisch erkläre sich ein solches Vorgehen durch den notorischen Ehrgeiz der Zentrumsführer . . . Damit stimmt sehr wohl zusammen, daß gerade die offizielle Zentrumspresse den neuerlichen Vorgängen am entschiedensten und nachdrücklichsten von allen Blättern